Germ. g.
235
m

Geom. g. 235 m

Germ. g.
235m

R

152

Germ. g. 235 m

R

Stourdza's Denkschrift über Deutschland gewürdigt von Krug.

Auch

eine Denkschrift

über den

gegenwärtigen Zustand von Deutschland,

oder

Würdigung

der

Denkschrift des Herrn von Stourdza

in

juridischer, moralischer, politischer und religioser Hinsicht.

Vom

Professor Krug

in Leipzig.

Aus dem 2. St des Hermes abgedruckt.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

Im Jenner 1819.

La proscription de la raison sert à tous les despotismes et seconde toutes les hypocrisies.

Considérations sur la revol. franç. par Mad. de ***Stael.*** *T. I. pag. 24.*

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorwort.

Die Denkschrift des Hrn. v. Stourdza über den gegenwärtigen Zustand von Deutschland hat so viel Aufsehn und Eindruck gemacht, daß eine gründliche Würdigung derselben wohl nicht überflüssig ist. Auszüge daraus und Gegenbemerkungen haben die öffentlichen Blätter genug enthalten, aber keine umfassende und ausreichende Beurtheilung des Ganzen, nach allen den Gesichtspunkten, welche hiebei nothwendig zu nehmen waren. Ueberdieß haben die bisherigen Beurtheiler, so viel wir wissen, sich nicht genannt, was Hr. v. St. leicht so deuten könnte, als hät-

ten sie kein gutes Gewissen und suchten aus Furcht vor ihm Schutz hinter dem Schilde der Anonymität, was wohl nicht der Fall ist. Damit aber Hr. v. St. doch auch faktisch erfahre, daß es in Deutschland Männer gibt, die sich weder vor ihm noch vor sonst jemand fürchten, außer vor Gott, der einst uns Alle richten wird und dem man mehr gehorchen soll, als irgend einem Menschen: so hat der Verfasser des folgenden Aufsatzes — troß der Gefahr, vom Hrn. v. St. auch ein Verderber der deutschen Jugend gescholten zu werden — nicht anstehen dürfen, mit aufgezognem Visire gegen Hrn. v. St. in die Schranken zu treten.

(Das zweite Stück des Hermes, aus welchem diese Abhandlung wegen ihres Zeitinteresses jetzt besonders ausgezogen und abgedruckt worden, wird erst im April ausgegeben werden.)

Mémoire sur l'état actuel de l'Allemagne. Par M. de S. (Stourdza), conseiller d'état de S. M. I. de toutes les Russies. Paris: a la librairie grecque-latine-allemande. 1818. IV et 66 Pages. 8.

Habent sua fata libelli — sagt ein alter römischer Dichter, und sein Wort trift noch heute ein. Während manches gediegene Werk kaum in Jahren einen kleinen Leserkreis in der Heimath um sich her versammelt, durchfliegt eine leicht hingeworfene Broschüre in wenig Monden das ganze gebildete Europa und erregt eine Aufmerksamkeit sonder gleichen. Indeß darf man sich hierüber nicht wundern. Wer auf der Straße Feuer schreit, erregt freilich mehr Aufmerksamkeit, als der

beste Redner auf der Kanzel, weshalb die Leute diesen gewöhnlich verlassen und jenem nachlaufen. Hr. v. St. ist ein solcher Feuerschreier, und darum sind ihm auch Viele nachgelaufen und haben mitgeschrieen: „Feuer, Feuer! Zu Hülfe, zu Hülfe!“ Als aber der erste Lärm vorüber war und man es nirgend brennen sahe, da liefen die Leute wieder aus einander, und es entstand ein großes Gelächter in der Welt über den unnützen Lärm und den vorlauten Schreier.

Doch hat die Sache auch eine ernsthafte Seite, von welcher sie wohl beherzigt zu werden verdient. Unstreitig gaben Zeit, Ort und Umstände, unter welchen diese Denkschrift des Hrn. v. St. erschien, derselben eine höhere Bedeutung, als sie an und für sich haben konnte. Die hohen verbündeten Mächte waren eben in Aachen versammelt, um über die Begründung eines dauerhaften Weltfriedens zu rathschlagen. Da trat nun Hr. v. St. mitten unter sie, sagend: „All „Euer Dichten und Trachten ist vergeblich, „wenn Ihr nicht vor allen Dingen das Feuer

„löschet, was im Mittelpunkte von Europa, „in dem von Alters her wegen seiner Frei= „heitsliebe gerühmten Deutschland, wo „nicht schon brennt, doch eben im Begriff ist „auszubrechen.“ Der kecke, zuversichtliche Ton, mit welchem dieß unter solchen Umständen gesagt wurde, erregte natürlich Aufmerksamkeit; und so durchlief von Aachen aus, wo Menschen aller Nazionen und aller Klassen versammelt waren, das Feuergeschrei schnell ganz Europa — um so mehr, da wirklich etwas an der Sache ist. Denn es brennt in der That und hat schon lange gebrannt in Deutschland das heilige Feuer der Freiheitsliebe, und es wird fortbrennen, so lange noch ein deutsches Volk in diesen Gauen wohnt, und so lange noch Sinn für Wissenschaft und Kunst, für Recht und Pflicht, für Tugend und Religion dieses Volk beseelt.

Doch eben diesen Sinn, besonders für Tugend und Religion, streitet uns Hr v. St. ab. Nach seiner Meinung sind wir Deutsche das verdorbenste, das lasterhafteste und

gottloseste Volk der Erde; ja das Verderben ist so groß, „daß selbst das vollkommenste „System der Gesetzgebung und Verwaltung „nicht mehr helfen kann" (que le système de législation et d'administration le plus parfait ne saurait lui servir de correctif — S. 36). Nun, wenn das ist, so ist uns armen Deutschen ja nicht anders zu helfen, als mit dem Correctif des Bajonnets oder — um volksthümlicher mit Hrn. v. St. zu sprechen — der Knute. Denn selbst die öffentliche Erziehung in Deutschland, „das „einzige Herstellungsmittel der ganz umgekehrten gesellschaftlichen und religiosen Ideen, „ist das eingewurzelteste Uebel von allen" (le seul principe réparateur, qui semblait pouvoir remédier au bouleversement des idées sociales et religieuses, est lui-même le mal le plus invétéré de tous — S. 37). Es ist also nach diesen Vordersätzen ganz offenbar, daß es hier kein andres Correctif gibt, als die Gewalt, und zwar eine Gewalt, die von außen kommen muß. Denn „um die

„Vollkommenheit einer Regierung zu beur„theilen, darf man nur deren Einfluß auf „die öffentliche Erziehung beobachten" (pour juger du degré de perfection d'un gouvernement quelconque, il suffit d'observer l'influence qu'il exerce sur l'éducation publique — S. 37). Da nun die deutschen Regierungen auf die öffentliche Erziehung in Deutschland nicht nur keinen heilsamen, sondern vielmehr einen so schädlichen Einfluß gehabt haben, daß eben diese Erziehung das eingewurzelteste Uebel von allen geworden: so beweist dieß ganz klar, daß die deutschen Regierungen eben so verdorben, lasterhaft und gottlos sind, als das ganze deutsche Volk, und daß also auch von ihnen keine Hülfe zu erwarten.

Es ist allerdings befremdlich, daß Hr. v. St., der in seiner Denkschrift auch vom Misbrauche der Preßfreiheit und von den deshalb nöthigen Beschränkungen derselben redet, selbst die Preßfreiheit in einem so hohen Grade gemisbraucht hat

Denn was ist seine Schrift anders, als ein Libell, nicht nur gegen das ganze deutsche Volk, sondern auch gegen alle deutsche Regierungen, welche nach den so eben angezogenen Aeußerungen des Hrn. v. St. dem Verderben, der Lasterhaftigkeit und Gottlosigkeit des Volkes nicht nur nicht gesteuert, sondern nachgesehn, ja sogar selbst daran theilgenommen haben, weil sie sonst auf die öffentliche Erziehung, die doch in ihren Händen und unter ihrer Aufsicht war, keinen so schädlichen Einfluß hätten haben können. „Denn die Schule gibt Zeugniß dem Throne, und dieser bezeugt durch die That die „Güte der Erziehung" (l'école rend témoignage au trône, et celui-ci atteste par le fait la bonté de l'éducation — S. 37). Das ganze Alterthum, sagt Hr. v. St., habe diese Wahrheit anerkannt. Aber die deutschen Regierungen wüßten nichts davon oder handelten doch so, als wenn sie nichts davon wüßten. Sie erlaubten den Lehrern und Erziehern der deutschen Jugend, dieselbe bis auf den Grund zu verderben, ihr einzuim-

pfen „alle Irrthümer des Jahrhunderts, alle „falsche Theorien, alle lügenhafte Lehren. — „Und keine Regierung zieht jene Jugend- „verderber zur Rechenschaft über das Wesen „und die Methode ihrer Unterweisungen" (et nul gouvernement ne leur demande compte de l'essence et de la méthode de leurs instructions — S. 39) Und warum sind die deutschen Regierungen so pflichtvergessen? Was verleitet sie, dem Verderben der Jugend und durch dieses dem Verderben des ganzen Volkes so sorglos zuzusehn, ja es zu befödern? „Nichts als eine Finanz- „spekulazion. Sie wollen durch ihre Univer- „sitäten nur Geld in ihr Land ziehn" (l'étrange système de plusieurs gouvernemens d'Allemagne, qui s'obstinent à envisager une université comme une spéculation de finances propre à attirer du numéraire dans leur pays — S. 40). Kann man unehrerbietiger von Regierungen sprechen? Gibt es eine schreckli- chere Beschuldigung für sie, als jene, daß sie die höchsten Bildungsanstalten ihrer Län-

der als eine Finanzspekulazion betrachten und um bloßen Geldgewinnes willen Kopf und Herz der Jugend und des ganzen Volkes verderben lassen?

Und wer sind denn die Verderber der deutschen Jugend und des deutschen Volkes, denen die deutschen Regierungen aus bloßer Gewinnsucht keinen Einhalt thun? Nach Hrn. v. St.'s Meinung sind es vornehmlich die öffentlichen Lehrer auf den deutschen Hochschulen oder Universitäten. Von diesen Bildungsanstalten macht Hr. v. St. überhaupt die traurigste Schilderung: „Sie sind gothische Trümmer des Mittelal„ters, unverträglich mit den Einrichtungen „und Bedürfnissen unsrer Zeit; gesellschaftli„che Körper ohne Zweck, die einen Staat „im Staate bilden, belebt von einem Ka„stengeiste und einer erblich gewordnen An„maaßung, nur dazu dienend, die Jugend zu „verderben; Sammelplätze aller Irrthümer „des Jahrhunderts, aller falschen Theorien, „aller lügenhaften Lehren; Schulen, welche „den Schülern alles erlauben; Erziehungsan-

„stalten ohne alle Zucht, im Begriff sich alle „Tage aufzulösen und doch auch zugleich „die unbeschränkten Gebieter über „die Zukunft eines ganzen Volkes!“ (S. 38—40. Die Stelle ist zu lang, um sie wörtlich mitzutheilen; wir können aber versichern, daß die Farben im Originalgemälde noch weit stärker aufgetragen sind). Und was sind nun die Lehrer an diesen Schulen, die Vorsteher dieser moralischen Pesthäuser für Leute? „Kinder derselben Schulen „und Grundsätze, nur auf Honorar und „Popularität bei ihrem Unterrichte sehend“ (les instituteurs, à leur tour, enfans des mêmes principes et des mêmes écoles, ne considèrent dans la carrière de l'enseignement que leurs honoraires et leur popularité — S. 41). Also auch hier nichts als Gewinnsucht, nichts als Buhlerei um die vergängliche Gunst eines ab- und zufließenden Haufens von jungen Leuten, die eben so verdorben, als ihre Lehrer, ihre Regierungen, ihr ganzes Volk sind!

Nun wahrhaftig, wenn eine Schrift, die solche Beschuldigungen enthält und durch den Druck in ganz Europa verbreitet, keine Schmähschrift, kein Libell ist, so gibt es in der Welt kein Libell und keinen Misbrauch der Presse mehr!

Doch, da Hr. v. St. sagen möchte, wir hätten kein Urtheil darüber, weil wir selbst Partei in dieser Sache seien, so mögen Andre für uns reden. Nach Püttmann und Stockmann, zwei angesehenen deutschen Rechtsgelehrten, ist ein Libell eine Schrift, welche jemanden solcher Handlungen öffentlich beschuldigt, die entweder eine peinliche Strafe nach sich ziehen oder doch den guten Namen einer Person beflecken. (S. Stockmanni diss. de famosis libellis. Leipzig, 1799. 4.). Und nach dem Ausspruche des brittischen Oberrichters Comyns in seinem Abrisse der englischen Gesetze, einem für klassisch gehaltenen Werke, ist ein Libell eine Aeußerung der Verachtung oder des Vorwurfs, zur Herabsetzung der Regie-

rung oder einer öffentlichen Autorität oder einer Privatperson verbreitet. (S. die zu Wien herauskommenden Jahrbücher der Literatur v. J. 1818. B. 1. S. 220., wo noch mehr Erklärungen des Begriffes vom Libell angeführt werden, die freilich zum Theil sehr unbestimmt sind, aber im Grunde doch alle auf Eins hinauslaufen.)

Vielleicht aber wendet Hr. v. St. ein, seine Beschuldigungen, so hart und ehrenrührig sie auch sein möchten, seien doch wahr, und er habe bei deren Bekanntmachung keine böse Absicht gehabt; mithin sei auch seine Schrift kein Libell. Wir wollen dagegen nicht erinnern, daß diese Ausrede vor Gericht nicht immer gilt, auch vor dem brittischen nicht. (S. De la législation anglaise sur le libelle, la presse et les journaux. Par Mr. de Montvéran. Pag. 14. oder auch der deutschen Uebersetzung S. 52). Wir leugnen vielmehr geradezu die Wahrheit seiner Beschuldigungen, und behaupten, daß die Unwahrheit derselben ihm, wenn auch nicht bekannt war — denn das wäre ja

zu arg und läßt sich keinem Menschen zutrauen, der nicht ganz in Schlechtigkeit versunken — doch gar leicht hätte bekannt werden können, wenn er nur etwas aufmerksam über das, was er sagte, nachgedacht hätte. Wenn in einem Lande oder unter einem Volke das Verderben so groß ist, daß selbst das vollkommenste System der Gesetzgebung und Verwaltung nicht mehr helfen kann; wenn die gesellschaftlichen und religiosen Ideen völlig umgestürzt sind; wenn alles, selbst die Lehrer und Erzieher des Volks, aus Gewinnsucht dieses Verderben immer mehr zu befördern suchen; wenn endlich sogar die Regierungen dergestalt davon angesteckt sind, daß sie demselben ebenfalls aus Gewinnsucht nicht nur keinen Einhalt, sondern auch Vorschub thun: so kann die gesellschaftliche Ordnung auch nicht einen Augenblick mehr bestehn; so muß sich alles in chaotischer Verwirrung auflösen; so steht eine gänzliche Umkehrung der Dinge, eine Revoluzion, nicht erst bevor — nein, sie muß schon da und blutiger und schrecklicher als irgend eine sein.

Da nun zu der Zeit, als Hr. v. St. seine Denkschrift verfaßte und herausgab, Deutschland im Ganzen noch ruhig war und sich innerhalb der Gränzen der gesellschaftlichen Ordnung fortbewegte (auch Gott sei Dank! noch): so mußte ihm bei einigem Nachdenken doch einfallen, daß die Beschuldigungen, welche er in seiner Schrift über das deutsche Volk, die deutschen Regierungen und die deutschen Gelehrten, besonders die Universitätslehrer, zusammenhäufte, wo nicht ganz aus der Luft gegriffen, doch im höchsten Grade übertrieben, mithin wirklich ehrenrührige Verleumdungen waren, und seiner Denkschrift das Gepräge einer Schmähschrift oder eines Libells aufdrückten.

Gleichwohl trug Hr. v. St. kein Bedenken, ein solches Libell nicht nur zu schreiben, sondern auch drucken zu lassen, es nicht nur drucken zu lassen, sondern auch den in Aachen versammelten Fürsten und Staatsmännern förmlich zu übergeben. Und unter diesen Fürsten und Staatsmännern befanden sich die ersten deutschen Bundesfürsten und

deren vertrauteste Rathgeber, deren vornehmste Regierungsgehülfen! Wenn man dieß überlegt, so weiß man wahrhaftig nicht, was man mehr bewundern soll, ob die Dreistigkeit des Hrn. v. St. oder die Großmuth der Männer, die sich solche Dinge von ihm ungeahndet sagen ließen. Wir wollen damit nicht sagen, daß man ihn wegen seiner Schrift hätte zur Rechenschaft ziehn und bestrafen sollen. Gott bewahre uns, daß wir je zu einer solchen Maaßregel rathen sollten! Verachtung ist die beste Strafe, die einen solchen Schriftsteller treffen kann. Aber auffallend ist und bleibt es doch, daß ein Fremdling so etwas ungestraft wagen darf, während Einheimische, die weit weniger gewagt hatten, deshalb zur Verantwortung gezogen wurden.

Wir haben bisher die Schrift des Hrn. v. St. nur aus dem juridischen Gesichtspunkte betrachtet. Aber es bieten sich dem aufmerksamen Leser noch weit höhere Gesichtspunkte dar, aus welchen sie ebenfalls

erwogen werden muß. Erwägen wir sie also zunächst in moralischer Hinsicht.

Hr. v. St. ist ein Fremdling, angeblich ein Wallache. Wenn nun ein Mann von Ehre, von Gefühl für Schicklichkeit, von Achtung gegen fremde Persönlichkeit, von Liebe gegen die Menschheit überhaupt, sich etwa berufen fühlt, in einer öffentlichen Druckschrift über ein ihm fremdes Volk zu urtheilen: so geht er dabei unstreitig mit der größten Besonnenheit zu Werke. Er sucht sich vor allen Dingen mit den Eigenthümlichkeiten jenes Volkes recht vertraut zu machen, durchforscht dessen Vergangenheit, lebt mit ihm längere Zeit in der Gegenwart. So handelte der edle Villers, bevor er als Franzose über uns Deutsche öffentlich urtheilte. Und da fand er denn auch, ungeachtet mancher uns anhangenden Fehler und Mängel, viel Gutes und Erfreuliches an uns — eine gewisse Biederkeit und Treuherzigkeit, Liebe zur Wissenschaft und Kunst nicht nur, sondern auch zur Ordnung und zu allen geselligen Tugenden, besonders häus-

lichen Sinn und Anhänglichkeit an die bestehende Verfassung und den angestammten Fürsten. Von dem allen scheint Hr. v. St. wenig oder nichts gefunden zu haben. Er rühmt zwar von Deutschland einmal (S. 8) „die „alte Reinheit seiner Sitten," nennt es ein andermal (S. 14) „thätig und fruchtbar „im Gebiete der Gedanken, reich an einem „Schatze von Gesetzlichkeit und Frömmigkeit, „der immer sein Erbtheil war." Aber mit diesem Schatz und Erbtheil ist's nun vorbei. Seit dem Tode des wackern Villers, der noch einen guten Rest davon vorfand, ist alles verschwunden. Wir sind in dieser kurzen Zeit — horribile dictu und einzig in der ganzen Weltgeschichte! — ein ganz verdorbnes, ungesetzliches und gottloses Volk geworden. Denn es sind jetzt in Deutschland „überall die öffentlichen Sitten „in ihrer Quelle angegriffen, die bürgerlichen „Einrichtungen nicht bloß unvollkommen, sondern verachtet und zerrüttet" (partout les moeurs publiques attaquées dans leur source, les institutions civiles desorgani-

sées, vilipendées, imparfaites — S. 36). So hat uns wenigstens Hr. v. St. gefunden, als er einige deutsche Dörfer und Städte auf flüchtiger Reise durchzog; so urtheilt er über uns öffentlich, so denunzirt er uns dem ganzen gebildeten Europa, nachdem er sich einige Zeit an einigen deutschen Hoflagern aufgehalten. Aber wie? lernt man denn dadurch ein ganzes Volk kennen? lernt man dadurch sein innerstes Wesen begreifen? lernt man dadurch alle Regungen seines physischen, alle Anklänge seines moralischen Lebens verstehen und würdigen? Wird man also schon dadurch ein kompetenter Richter über das Thun und Treiben eines in so viele Stämme und Staaten zertheilten Volkes, über das Verhalten seiner Regierungen, über den Werth und die Richtung seiner höhern Bildungsanstalten? Gewiß nicht. Jeder Mann von Ehre, von Gefühl für Schicklichkeit, von Achtung für eine fremde Persönlichkeit, von Liebe für die Menschheit überhaupt muß daher den Hrn. v. St. fragen, ob er wohl mit der gehörigen Besonnenheit bei Ausarbeitung

und Bekanntmachung seiner Schrift zu Werke gegangen? Wäre das der Fall gewesen, so hätt' er zuverlässig die Unzuständigkeit seines Urtheils gefühlt; so hätt' er bedacht, daß er wohl eine ganz falsche Ansicht vom deutschen Wesen und Wirken gefaßt haben könnte; so hätt' ihn das Gewissen geschlagen, als er Maaßregeln in Vorschlag brachte, die vielleicht unser ganzes Volksleben in seinen edelsten Keimen antasten könnten, wenn sie ausgeführt würden. Doch etwas scheint ihn das Gewissen allerdings gemahnt oder gewarnt zu haben. Denn er gesteht selbst in der Vorrede, daß es ihm als einem Fremdlinge nicht zukomme, aus seinen Beobachtungen über unser Land und Volk alle die praktischen Folgerungen zu ziehn, „welche auf die innern Verhältnisse Deutschlands, auf seine Bedürfnisse, seine Schicksale, seine Hülfsquellen, seine Pflichten anwendbar sein könnten." Wenn aber das der Fall ist, warum zieht er gleichwohl solche praktische Folgerungen? warum macht er Vorschläge, die in unser innerstes Wesen eingreifen? warum und wozu

theilt er überhaupt seine Beobachtungen mit? Er nennt dieselben zwar (S. 16) „eben so „unvollkommen vielleicht" — also doch nur vielleicht? wie bescheiden! — „als wohlwol-„lend" (des observations aussi imparfaites peut-être qu'elles sont bienveillantes). Aber so unvollkommen sie sind, so wenig Wohlwollen findet sich darin; ja es sind eigentlich gar keine Beobachtungen, sondern nur Träume, und leider recht böse Träume. Nun kann es wohl auch einem wohlwollenden Träumer begegnen, daß er einmal einen bösen Traum von jemanden hat; aber er läßt ihn doch nicht gleich drucken, und gibt ihn nicht als volle Wahrheit, aus der sich praktische Folgerungen ziehen lassen. Gesetzt, Hrn. v. St. träumte, einer seiner Bekannten erschiene ihm in der Gestalt des Teufels, legte sich auf ihn und preßte ihn, daß ihm der Athem verginge — was wir hier zu Lande Alpdrücken nennen und was engbrüstigen Leuten oft zu begegnen pflegt — würde Hr. v. St. wohl gleich schreiben und drucken lassen, daß sein Bekannter der

leibhaftige Satan sei und daß man Himmel und Hölle bewegen müsse, um ihn zu bändigen? Aber gerade so macht es Hr. v. St. mit uns armen Deutschen. Ist das fein und sittig? Ist das die Erwiederung unsrer Gastfreundschaft gegen ihn und viele Andre seines in bürgerliche Sklaverei und tiefe Unwissenheit versunkenen Volkes? Mit der leidigen Etourderie de la jeunesse allemande kann sich Hr. v. St. nicht entschuldigen. Denn einmal ist er kein Deutscher, sondern ein Wallache; und dann ist er ja ein Staatsrath. Ein Staatsrath aber kann weder jung noch unbesonnen sein, da er mit dem Amte auch Verstand, und zwar einen reifen, also nicht mehr jugendlich absprechenden, sondern alles wohl überlegenden Verstand bekommt.

Wenn man aber auch zugeben möchte, daß selbst ein Staatsrath zuweilen einen Faux-pas machen könne, der mit dem Rechte und der Pflicht nicht so ganz zusammenstimme, so wird man ihm doch wohl nichts Unpolitisches zutrauen? Indessen müssen wir leider gestehn, daß uns und vielen Andern

die ganze Denkschrift des Hrn. v. St. als ein durchaus unpolitischer Streich erscheint. Ein Staatsrath sollte doch wohl wissen, daß in der Politik nichts fehlerhafter ist, als das Faire ombrage ohne Noth. Man verliert dadurch gar leicht, was man schon hat, und erreicht um so weniger, was man noch haben möchte. Nun aber ist die ganze Denkschrift so beschaffen, daß sie unnöthiges Mistrauen gegen Rußland erwecken muß, daß man sie also vielmehr für ein untergeschobnes Machwerk eines gegen Rußland feindseligen Gemüths, als für das echte Geisteskind eines russischen Staatsraths halten sollte. Bekanntlich behaupten die Feinde Rußlands, dieser große und mächtige, sich über drei Welttheile ausbreitende Staat, habe immer noch nicht Land und Leute genug; er wolle sich daher immer weiter ausdehnen, besonders in dem gebildeten Westen von Europa; er habe ebendarum vornehmlich auf Deutschland, „diesen schönen Erdstrich — dieses Herz Europens — diesen Schlüssel des Systems „der allgemeinen Ruhe“ (S. 7 und 28)

sein Absehen gerichtet, um hier erst die Rolle des Befreiers, dann des Beschützers, endlich des Beherrschers zu spielen. Wir unsers Ortes halten solche Behauptungen für eben so falsch als vermessen. Aber jene Feinde Rußlands werden sich freuen, in Hrn. v. St.'s Denkschrift eine neue Bestätigung ihrer Behauptungen zu finden. Sie werden in Hrn. v. St. einen der angeblichen Emissare Rußlands in Deutschland sehen und nun diesen Emissar, in Folge seiner eignen Schrift, zu den Deutschen also reden lassen:

„Ihr arme Deutsche seid so tief ins „Elend versunken, alle Kalamitäten haben sich so bei euch konzentrirt (S. „66), daß Niemand innerhalb Deutschland euch retten kann. Denn wer soll „euch retten? Eure Gelehrten? Die sind „ja so verdorben, daß sie aus lauter „Gewinnsucht euch und eure Nachkommenschaft immer mehr ins Elend zu „stürzen suchen (s. oben). Eure Regierungen? Leider sind auch diese vom „gleichen Verderben so angesteckt, daß

„sie demselben nicht steuern können oder,
„weil sie auch Gewinn davon hoffen,
„nicht wollen (s. oben). Und der deut=
„sche Bund, in seiner Gesammtheit zu
„Frankfurt repräsentirt, auf den ihr
„etwa noch eure letzte Hoffnung setzen
„möchtet, was kann er für euch thun?
„Die Bundesakte selbst ist ein so er=
„bärmliches Ding, daß ihre Unvollkom=
„menheiten mit Händen gegriffen werden
„können (S. 22). Es fehlt ja offen=
„bar an der kaiserlichen Macht, als
„einer moderirenden Kraft (S. 23).
„Und Deutschland kann doch nicht be=
„stimmt seyn, immer in der Kraftlosig=
„keit einer traurigen politischen Minori=
„tät zu schmachten, besonders da sich
„Frankreich jetzt wieder kraftvoll erhebt
„(S. 25). Denn ein Staatenbund,
„wo der Kampf der besondern Interes=
„sen jedes Einzelen die Kräfte eines
„geschickten Angreifers verdoppelt und
„seine Entwürfe begünstigt, gibt keine
„Sicherheit gegen äußere Gefahr (S.

„30). Darum, ihr arme unglückliche „Deutsche, kommt schließt euch an uns „an! Ihr habt uns zwar bisher für „halbe Barbaren gehalten. Aber ihr „seht ja selbst, wie weit wir in der Bil- „dung vorgeschritten, da wir eure Bil- „dungsanstalten so gut zu beurtheilen „verstehn. Auch sind wir sehr fromm; „denn wir und die frommen Spanier „haben eigentlich den gottlosen Napo- „leon besiegt und dadurch euch von sei- „nem Joche befreit (S. 21). Und un- „ser Erziehungssystem, o das ist muster- „haft! das müßt ihr vor allen Dingen „annehmen und besonders auf euren Uni- „versitäten einführen. Dann wird zwar „auf der einen Seite der verführerische „Reitz einer sogenannten akademischen „Freiheit wegfallen; auf der andern aber „auch alle die schrecklichen Uebel, die „daraus hervorgehn, so wie das seltsa- „me Streben mehrer deutschen Regie- „rungen, aus ihren Universitäten eine „Finanzspekulazion zu machen (S. 40).

„Unsre Regierung aber wird euch mit
„allen den Seegnungen beglücken, deren
„wir jetzt schon theilhaftig sind......

So und noch viel schlimmer hörten wir mehr als einmal die Denkschrift des Hrn. v. St. von den Feinden Rußlands kommentiren. Und da wir die Russen als ein urkräftiges, tapferes und bildsames Volk aufrichtig schätzen und ihren Kaiser als einen hochherzigen, alles Edle und Große mit Liebe umfassenden Fürsten innig verehren: so bedauerten wir um so mehr, daß Hr. v. St., der sich auf dem Titel seiner Schrift selbst als einen russischen Staatsrath ankündigt, einen so großen, so unstaatsräthlichen Misgriff thun und den Feinden Rußlands solchen Vorschub leisten, seine eigne Regierung so gewaltig kompromittiren konnte. Ja für einen ehrlichen Deutschen — wenn wir anders jetzt uns noch ehrlich nennen dürfen — ist es kaum zu begreifen, wie ein Mann, der doch die allgemeinen politischen Verhältnisse und Stimmungen wenigstens eben so gut kennen sollte, als er unsre Fehler kennen

will, selbst einen so großen Staatsfehler begehen konnte, wenn man nicht vielleicht annehmen dürfte, daß Hr. v. St. als ein Amphibion, das weder russisch noch deutsch ist, ob es gleich bald hier bald dort lebt, weder mit Rußland noch mit Deutschland recht vertraut geworden, und daher von den Verhältnissen und Stimmungen beider gegen einander nur eine schielende Ansicht gewonnen habe.

Doch möchte dieß noch hingehn. Denn die Russen und die Deutschen, die sich immer recht gut mit einander vertragen haben, werden sich um des Hrn. v. St. willen nicht mit einander entzweien. Aber weit bedeutender wird der politische Fehler desselben dadurch, daß er durch seine unüberlegten Aeußerungen zugleich mit der russischen Regierung auch eine gute Sache verdächtig gemacht hat, die zunächst von eben dieser Regierung ausging und auf die wir große Stücke halten, nämlich den heiligen Bund. Wir für unsre Person lassen uns freilich weder durch den Spott der Welt noch durch Hrn. v. St.'s unkluges Gerede

in unsrem Glauben an die Güte jener Sache irre machen. Denn wir wissen, daß eine solche Idee, einmal angeregt und ausgesprochen und anerkannt, nie wieder untergeht, wenn sie auch noch lange Zeit ein bloßer Keim bleibt, aus dem eine späte Zukunft erst Früchte hervorlockt. Auch wissen wir, daß der erhabne Stifter jenes Bündnisses, der schon so manches Große und Herrliche vollbrachte, der schon so vielen Leibeignen die Fesseln löste und sie noch mehren lösen wird, der den unglücklichen Polen eine so freisinnige Verfassung gab, wie sie mancher deutsche Volksstamm sobald noch nicht erhalten dürfte — daß dieser wahrhaft fromme und menschenfreundliche Monarch es aufrichtig und ehrlich mit jenem Bündnisse meint, und daß ihm nie in den Sinn gekommen, dasselbe nur als Deckmantel politischer Absichten zu brauchen. Aber eben darum verdrießt es uns, daß Hr. v. St. einen solchen bösen Verdacht, der sich schon zu verlieren anfing, wieder aufgeregt und den Verächtern des heiligen Bundes Gelegenheit gegeben hat, zu sagen: „Da

„seht ihr nun, wie's mit dem heiligen Bunde „gemeint ist: Auf eine Diktatur über Deutsch„land und durch Deutschland über Europa „ist's abgesehn!" Ja es verdrießt uns das noch weit mehr, als das Schmähen unsres Volkes. Denn ein Volk kann sich gar leicht darüber wegsetzen, was dieser oder jener Fremdling von ihm denkt. Aber ein böser Verdacht, der hinter den guten Absichten eines Fürsten herschleicht, kann ihm nicht gleichgültig seyn, weil er die Ausführung seiner Absichten hemmt. In dieser Hinsicht hat Hr. v. St. eine politische Sünde begangen, die ihm kaum vergeben werden kann.

Doch nicht bloß am heiligen Bunde, an dem Heiligthume der Religion selbst, die diesem Bunde zum Grunde liegt, hat sich Hr. v. St. vergriffen; zwar nicht absichtlich — dessen wollen wir ihn nicht zeihen, da wir immer jedem das Beste zutrauen — aber doch durch seine unüberlegten Aeußerungen über religiose Gegenstände. Nach der eignen und ausdrücklichen Erklärung des göttlichen Stifters unsrer Religion ist Liebe

gegen Gott und Menschen das vornehmste Gebot, die Summe aller Religion. Nun hat Gott jedem Menschen nicht nur seinen eignen Körper und seine eigne Gesichtsbildung, sondern auch seine eigne Gemüthsart, seinen eignen Sinn und Verstand gegeben. Wer dieß nicht anerkennen und leiden will, hat nicht die echte Liebe, weder gegen Gott noch gegen Menschen, wie fromm er sich auch geberden möge. Denn er empört sich gegen Gottes Ordnung und verkümmert den Menschen, was ihnen Gott gegeben, und was ihnen also von Gottes und Rechts wegen gebürt. Leider thut dieß auch Hr. v. St. in seiner Schrift; und dieß halten wir für sein größtes Vergehen, gegen welches die bisher aufgezählten Sünden desselben wahre Kleinigkeiten sind. Er sagt nämlich (S. 42), wo er von der deutschen Theologie redet, die er doch schwerlich studirt hat, die Auslegungskunst unsrer Theologen sei nichts mehr als eine Entweihung der heiligen Schriften (l'herméneutique n'est plus que la profanation des saintes écritures).

Der Hauptgrundsatz unsrer Theologen aber, wenigstens der bessern und gründlichern, in Ansehung der Auslegung heiliger Schriften ist, daß man den wahren Sinn derselben grammatisch-historisch d. h. nach den Regeln der Sprache und nach den Thatsachen der Geschichte erforschen müsse. Hr. v. St. aber ist ganz andrer Meinung. In einer den vorigen Worten beigefügten Anmerkung sagt er, die menschliche Vernunft könne in den göttlichen (das heißt doch wohl, den wahrhaften, authentischen) Sinn der heiligen Schriften nur insofern eindringen, als sie dieselben untersuche mit dem Lichte des Glaubens und unter der Leitung des hierarchischen Ansehens (la raison humaine ne peut parvenir à se pénétrer du sens divin des écritures, qu'autant qu'elle les médite à la lumière de la foi et sous la conduite de l'autorité hiérarchique — die letzten Worte sind auch vom Hrn. v. St. unterstrichen). Damit man aber nicht zweifelhaft bleibe, wie er das verstehe, so erklärt er selbst das

hierarchische Ansehen durch das Ansehen der Kirche, dem man sich unterwerfen müsse (voilà la soumission à l'autorité de l'église). Nun hat bekanntlich Hr. v. St. auch Betrachtungen über die rechtgläubige Kirche (considérations sur l'église orthodoxe) geschrieben, worin er zu beweisen sucht, daß die griechische Kirche, zu der er selbst sich bekennt, allein die rechtgläubige, mithin auch die einzige wahre christliche Kirche sei. Er fobert also, daß wir Deutschen alle, wenn wir wahre Christen sein wollen, die heiligen Schriften, durch welche uns Gott seinen Willen offenbart hat, gerade so auslegen sollen, wie es dem Glauben der griechischen Kirche und dem darin anerkannten hierarchischen Ansehen gemäß ist, das heißt mit andern Worten, daß wir Alle, Katholiken und Protestanten, griechische, und zwar in dem Sinne, wie ihn Hr. v. St. in seinen Betrachtungen über die rechtgläubige Kirche entwikkelt hat, also im Grnnde stourdzaische Christen werden sollen. Welche gräuliche

Anmaaßung! Bedachte Hr. v. St. nicht, daß, wenn bloß von kirchlicher Autorität und blinder Unterwerfung unter dieselbe die Rede ist, die eine Kirche gerade so viel Autorität hat, als die andre, und also auch dieselbe Unterwerfung fodern darf? Bedacht' er nicht, daß wenigstens die römisch-katholische Kirche ebendiese Foderung wirklich macht und mit demselben Rechte machen könnte, da sie wenigstens eben so alt ist, als die griechische? Wozu hat uns denn aber Gott die Vernunft gegeben, wenn sie sich der Autorität der Kirche blind unterwerfen soll? Heißt das nicht vielmehr einer menschlichen als der göttlichen Autorität sich unterwerfen? Gott sagt ja selbst in der Schrift: „Prüfet alles „und behaltet das Gute!" — „Glaubet „nicht einem jeglichen Geiste, sondern prü„fet die Geister, ob sie von Gott sind; „denn es sind viel falscher Propheten „ausgegangen in die Welt!" Wie soll man denn aber prüfen, wenn man die Vernunft, die uns Gott eben zur Prüfung gegeben, schlechthin einer äußern, nämlich der kirchlichen

Autorität unterwirft? Heißt das nicht, den Menschen mehr als Gott gehorchen, während die heilige Schrift gerade das Gegentheil fodert? Hr. von St. weiß doch wohl, daß Muhammed sich auch für einen göttlichen Propheten ausgab. Woher weiß er aber, daß Muhammed ein falscher Prophet war, wenn er keine Prüfung deshalb anstellt? Hr. v. St. weiß doch ferner, daß der Mufti in Konstantinopel dieselbe Unterwerfung unter die hierarchische Autorität verlangt, wie der Patriarch daselbst oder der Papst in Rom. Woher weiß er aber, ob irgend einer von ihnen und welcher Recht hat, wenn er nicht prüft? Und wie kann er prüfen, wenn er sich bloß unterwirft? — Kurz die ganze Tirade des Hrn. v. St. in der zuletzt angeführten Stelle ist nichts als eine von aller Liebe gegen Gott und Menschen entblößte, also unchristliche, Empörung gegen Gottes Ordnung, eine Empörung, die, wenn sie von der weltlichen Macht gebilligt würde, nichts als blutige Verfolgungen und, vermöge des natürlichen Gegendrucks, auch

Empörung gegen die bürgerliche Ordnung, die doch ebenfalls göttlichen Ursprungs ist, zur Folge haben könnte. Dazu aber hat uns Gott gewiß nicht die Offenbarung gegeben, sondern, daß sie jeder nach seinem besten Wissen und Gewissen brauche und benutze. Also muß es auch dem Theologen frei stehen, sie nach seinem besten Wissen und Gewissen auszulegen; folglich darf er auch die ihm zu Gebote stehenden gelehrten, insonderheit sprachlichen und geschichtlichen, Kenntnisse dabei in Anwendung bringen. Denn wozu lernt er denn Sprachen und Geschichte, wenn er davon beim Lesen der heiligen Urkunden seiner Religion keinen Gebrauch machen soll? — Mag also Hr. v. St. hinterher (S. 36) auch wieder von christlicher Duldung sprechen. Das sind Worte ohne Sinn, wenn man dennoch fodert, daß alle Menschen sich blind dem Ansehen der kirchlichen Hierarchie, und zwar gerade nur in der eignen als der allein rechtgläubigen und wahren Kirche, unterwerfen sollen. Und wehe der weltlichen Macht, wenn sie je wie-

der diese Foderung als gültig anerkennen und mit ihrem Arm oder Schwert unterstützen wollte! Sie würde bald wieder der geistlichen Macht unterliegen und mit Schrekken wahrnehmen, daß sie in ihren eignen Eingeweiden gewühlt habe.

Indem aber Hr. v. St. das Hauptgebot der christlichen Religion antastet, versündigt er sich wieder von neuem an dem heiligen Bunde, dessen Stiftungsurkunde gerade das Gegentheil von seiner unchristlichen Foderung besagt. Denn sie begründet jenen Bund nicht nur überhaupt auf die christlichen Vorschriften der Gerechtigkeit, der Liebe und des Friedens, sondern sie erklärt auch ausdrücklich alle christliche Völker, sie mögen einer Kirche zugehören, welcher sie wollen, für eine und dieselbe christliche Nazion. Wie in aller Welt war es möglich, daß Hr. v. St. nicht daran dachte, daß jener Bund zuerst von drei Fürsten geschlossen worden, deren jeder einer andern Kirche zugehört? Wie war es möglich, daß ihm nicht beifiel, daß eben diese drei Fürsten

wieder in Aachen zur Begründung des Welt- friedens und also auch zur Befestigung des heiligen Bundes versammelt waren? Wie war es endlich möglich, daß er eine Schrift, welche das innerste Wesen des Christenthums, das Hauptgebot der Liebe gegen Gott und Menschen, antastet uud somit den heiligen Bund und den Weltfrieden in seinen tiefsten Grundlagen erschüttern müßte — wenn sie dazu nicht zu schwach wäre — daß, sag' ich, er eine solche Schrift unter den Augen jener Fürsten drucken lassen und sich selbst darin als einen neuen Weltheiland darstellen konnte? Denn Deutschland ist ja das Herz Europa's und der Schlüssel des Systems der allgemeinen Ruhe, und auf dieses Herz, diesen Schlüssel war es ja bei jener Schrift vornehmlich abgesehn, wie schon ihr Titel lehrt.

Fragen wir also noch — nachdem die juridischen, moralischen, politischen und reli- giosen Misgriffe des Hrn. v. St. aufgedeckt worden — was wollt' er eigentlich?

So viel wir einsehn, zweierlei. Erstlich wollt' er beweisen, daß in Deutschland nächstens eine Revoluzion ausbrechen müßte, wenn man keine Gegenmittel brauchte; zweitens wollt' er eben diese Gegenmittel anzeigen. Ein verdienstliches Unternehmen, wenn die Voraussetzung, auf der es beruht, selbst gegründet wäre.

Hat nun dieß Hr. v. St. dargethan? Wir wollen sehn.

Um die Frage zu beantworten, ob Deutschland mitten im Frieden ruhig, also keine neue Umwälzung der Dinge von dieser Seite (dem Herzen Europa's) her zu befürchten sei, sagt Hr. v. St., leist' er Verzicht auf jeden allgemeinen Vernunftgrund, auf jede abgezogne Darstellung, auf jede schließende Form (nous renonçons à tout raisonnement, à toute induction abstraite, à toute forme syllogistique — S. 26). Das ist schon sehr schlimm; denn es verräth die Schwäche entweder seiner Sache oder seiner Kraft. Doch mag es hingehn. Er will sich an bloße Thatsachen halten; und diese

müssen freilich bei einer solchen Frage am meisten entscheiden. Er führt also (S. 27) sieben Thatsachen — gleichsam eine heilige Schaar von Gründen — aus dem kurzen Zeitraume der letzten drei Jahre an, um seinen Satz zu behaupten; nämlich

1) die schwärmerischen Ausschweifungen der Pöschlianer in Oestreichischen (les sectateurs de Poeschl, leur délire, leurs attroupemens fanatiques);

2) den Aufstand in Breslau (l'émeute de Breslau);

3) das Geschrei auf der Wartburg (les vociférations de la Wartbourg);

4) die blutigen Händel der Studenten in Göttingen (la défection sanglante des étudians de Goettingue);

5) die Religionsunruhen der Kloßianer in Sachsen (les derniers troubles religieux en Saxe);

6) die politischen Unruhen in Würtemberg (l'effervescence des esprits et le refus d'acquitter les charges publiques en Souabe): und

7) die Auswanderungen aus Deutschland (le phénomène imposant des émigrations).

Ueber die unlogische Zusammenstellung dieser Thatsachen wollen wir wegsehn. Hr. v. St. kümmert sich ja wenig um die Logik; das wäre viel zu pedantisch! Aber nachhelfen wollen wir doch ein wenig. Die sieben Thatsachen schmelzen nämlich beim Lichte besehn auf folgende vier zusammen:

1. Religionsschwärmereien;
2. Studentenhändel;
3. bürgerliche Unruhen; und
4. Auswanderungen.

Was nun erstlich die Religionsschwärmereien der Pöschlianer und Kloosianer und die damit verbundnen Unordnungen betrift, so beweisen diese gar nichts für Hrn. v. St.'s Behauptung. Solche Schwärmereien hat es überall und zu allen Zeiten gegeben, besonders wenn die Gemüther durch Krieg, Hungersnoth und andres Elend geängstet waren und daher wegen Versiegung der natürlichen Hülfsquellen überna-

türliche Hülfe suchten; sie hörten aber auch gewöhnlich mit diesen Veranlassungen auf. Wie wenig insonderheit die vom Hrn. v. St. berührten Schwärmereien zu bedeuten hatten, sieht man daraus, daß sie von den Regierungen so bald und so leicht unterdrückt werden konnten; und hätten die Behörden überall ihre Schuldigkeit gethan, so würde Hr. v. St. schwerlich etwas davon gehört haben. Warum erwähnt denn aber Hr. v. St., wenn er einmal von Religionsschwärmereien reden wollte, derjenigen nicht, welche Frau von Krüdener erregt hat? Diese waren ja in der deutschen Schweiz und im Badenschen ziemlich verbreitet und haben wegen der vornehmen und berühmten Urheberin weit mehr Lärm in der Welt gemacht, als die von Pöschl und Klooß erregten? Und von wannen kam jene vornehme Frau und wo ging sie hin? Darüber beobachtet Hr. v. St. ein ehrerbietiges Stillschweigen, weil die Berührung dieser Sache freilich nicht in seinen Kram taugte. Wir mußten sie aber doch berühren, damit nicht etwa ein Nachbeter des

Hrn. v. St. uns armen Deutschen auch noch diese von außen zugebrachte Schwärmerei aufbürde und darin einen neuen Beweis für Hrn. v. St.'s Behauptung finde, daß wir am Rande eines eben ausbrechenden Vulkans stehen.

Noch weniger beweisen dafür zweitens die vom Hrn. v. St. angeführten Studentenhändel. Solche Händel hat es ebenfalls zu allen Zeiten in und außer Deutschland gegeben, selbst da, wo die Zucht viel strenger, fast klösterlich oder soldatisch war, wie neuerlich zu Eaton in England und zu Lafleche in Frankreich. Nie sind aber daraus Staatsumwälzungen entsprungen, noch hat irgend ein vernünftiger Mensch den wunderlichen Einfall gehabt, sie als Vorboten solcher Umwälzungen zu betrachten. Studenten gehören nämlich, wie alle junge Leute, zur Klasse der sehr warmblütigen Thiere. Diese starke Blutwärme, die manchmal bis zur Siedhitze oder bis zum Sprudelgrade steigt, veranlaßt, wie's trift, bald lustige bald tolle, bald muthwillige, bald blutige, bald komische, bald tragische Auftritte. Zum Tumulte

kommt es eigentlich selten; und wenn es dazu kommt, so ist die Sache doch bald abgethan und hat auf den ganzen Staat gar keinen Einfluß. Auch sind zuweilen die Behörden selbst durch ein fehlerhaftes Benehmen daran Schuld. Wie mancher Studententumult hätte sich anfangs mit zwei Worten unterdrücken lassen! Man muß nur nicht gleich Husaren schicken. Sind diese einmal aufmarschirt, dann bleibt freilich nichts übrig, als einhauen zu lassen. Wer daran seine Freude hat, dem ist sie nicht zu beneiden. Themis aber wendet sicher ihre Augen ab, und auch die Musen als schüchterne Jungfrauen weilen nicht gern da, wo „Haut ein!" kommandirt wird. — Hr. v. St. beruft sich aber später in einer kleinen Anmerkung (S. 45) noch besonders auf die Burschenschaft in Jena und nennt sie eine aufrührerische Verbindung (association séditieuse). Wir wissen nicht genau, welche Bewandniß es damit hat. Indessen haben wir gehört, es sey damit auf Unterdrückung aller frühern Verbindungen unter den Studenten (Orden,

Landsmannschaften, Kränzchen u. s. w.) abgesehn, welche sich von selbst in eine allgemeine Verbindung, genannt Burschenschaft, auflösen sollen. Da nun die Regierungen immer bemüht gewesen, jene besondern Verbindungen aufzuheben, aber bisher ohne Erfolg, so scheint es, daß ihnen eine solche freiwillige Auflösung derselben recht erwünscht sein müßte, besonders weil die Aufsicht und Leitung in Bezug auf eine öffentliche und allgemeine Verbindung der Studenten viel leichter ist, als in Bezug auf eine Menge von besondern und geheimen Verbindungen. Das Schreckbild, was Hr. v. St. den Regierungen mit dem Ausdruck association séditieuse vorhält, ist doch gar zu lächerlich, oder, ernsthaft genommen, eine neue Beleidigung der deutschen Regenten. Wie? die Throne derselben wären so morsch und wackelig, daß eine Hand voll junger Leute sie umstürzen könnte? Hilf Himmel! da müßten sie ja nächstens von selbst zusammenstürzen, und wenn auch kein Student in der Welt wäre. Aber Hr. v. St. hat nun ein=

mal schwere Träume von Staatsumwälzungen, was bei seinen schweren Staatsgeschäften nicht zu verwundern ist. Und da sieht er auch in jedem Studentenhandel ein böses Anzeichen einer Revoluzion. Bei solcher Stimmung ist nur zu verwundern, daß er nicht auch die häufigen Schlägereien in unsern Dorfschenken als beweisende Thatsachen für seine Behauptung anführt.

Etwas mehr beweisende Kraft möchten drittens die bürgerlichen Unruhen haben, worauf sich Hr. v. St. weiter beruft. Denn, wenn dergleichen Unruhen sich zu gleicher Zeit oder bald nach einander auf vielen Punkten eines Landes hervorthun, so kann man wohl nicht mehr zweifeln, daß der Ausbruch einer Revoluzion nahe sei. So in Spanien, das unausbleiblich in diesen Abgrund stürzt, wenn die Regierung nicht bald, recht bald, andre Maaßregeln ergreift. Aber wie sieht es denn in Deutschland aus? Kaum zwei, noch obendrein sehr zweideutige, Thatsachen dieser Art hat Hr. v. St. ausmitteln können, wiewohl sich erwarten läßt, daß er sich fleißig werde danach umgesehen

haben, wohl fühlend, daß hier der eigentliche Nervus probandi liege. Aber der Aufstand in Breslau ist ja kaum eine bürgerliche Unruhe zu nennen, da verhältnißmäßig nur wenig Einwohner daran theilnahmen und da der ganze Aufstand eigentlich gar nicht gegen die preußische Regierung gerichtet war. Den öffentlichen Blättern zufolge ward der Aufstand bloß durch das verächtliche Benehmen eines Offiziers gegen einige Landwehrmänner veranlaßt. Daraus entstanden einige Exzesse, die sehr bald gedämpft wurden. Das übrige Schlesien nahm ganz keinen Antheil, vielweniger irgend eine andre Provinz des preußischen Staats. Und solche Lumperei kann Hr. v. St. anführen, um zu beweisen, daß Deutschland am Vorabend einer Revoluzion sich befinde! — Allein der Zustand der Dinge in Würtemberg ist doch wohl bedenklich? Allerdings; aber nur nicht so bedenklich, daß daraus eine Revoluzion in ganz Deutschland hervorgehen müßte. Denn wenn auch in Würtemberg eine förmliche Empörung ausbräche, gegen welche sich die dortige Regie-

rung aus eigner Kraft nicht behaupten könnte, so würde doch das Feuer durch die übrigen Staaten Deutschlands sehr bald gedämpft werden. Das macht eben in Deutschland eine Revoluzion (woferne sie ihm nicht gewaltsam von außen aufgedrungen wird, was auch dann stattfände, wenn man sich in seine innersten Angelegenheiten einmischte) unmöglich, daß es nicht Ein Staat mit Einer großen tonangebenden Hauptstadt, wie Frankreich, sondern in viele größere und kleinere, monarchische und republikanische, Staaten zertheilt ist. Ein Aufstand in dem einen Staate kann sich daher unmöglich mit Blitzes Schnelle durch ganz Deutschland verbreiten. Die Baiern z. B. würden sich gar lange bedenken, ehe sie mit aufständen, wenn die Würtemberger aufständen, und noch länger die Oestreicher, oder gar die Hamburger, die Lübecker, die Bremer. Vielmehr ist hundert gegen eins zu wetten, daß die Baiern, die Oestreicher u. s. w. auf Befehl ihrer Regierungen gegen die Würtembürger selbst aufstehn und sie zur Ordnung und Ruhe verweisen würden.

Aber es ist auch ebenfalls hundert gegen eins zu wetten, daß es in Würtemberg selbst zu keinem wirklichen Aufstande gegen die Regierung, vielweniger zu einer daraus hervorgehenden Staatsumwälzung kommen werde. Hätten die Würtemberger sich gegen ihre bestehende Regierung empören und eine andre einführen wollen, so hätten sie unter der vorigen Regierung weit mehr Veranlassung dazu gehabt. Die jetzige hat ihre Lasten schon sehr erleichtert, schon manchen Beschwerden abgeholfen; und wenn sie, wie es heißt, die Stände in diesem Jahre wieder um sich her versammelt, um mit ihnen wegen der künftigen Verfassung von neuem zu unterhandeln, so ergibt sich gewiß ein besseres Resultat, als bisher. Die Gemüther scheinen jetzt ziemlich abgekühlt und man ist beiderseits des langen Haders müde, folglich um so mehr bereit zum Nachgeben, soweit es billig und recht ist. Wenn also Hr. v. St. weiter keine Beispiele von bürgerlichen Unruhen zur thatsachlichen Erhärtung seiner Revoluzions-Prophezeihungen anführen kann,

als jene beiden von Breslau und Würtemberg, so hat er seine Sache gar schlecht bewiesen. Und er kann keine weiter anführen; sonst hätt' er es gewiß gethan. Es herrscht wohl in manchen deutschen Staaten viel Unzufriedenheit, weil in ihnen die versprochenen Verfassungen noch immer nicht eingeführt, die Eingriffe der Willkür in das Eigenthum und in den Rechtsgang noch immer nicht gehoben, die stehenden Heere noch immer nicht vermindert, die Kriegslasten noch immer nicht erleichtert sind. Aber es gibt auch andre deutsche Staaten, wo Regierung und Volk in innigster Eintracht zusammen bestehen und zusammen wirken. Mit freudiger Rührung dürfen wir unser nächstes Vaterland als ein glänzendes Beispiel der Art anführen. Hier hat eine g e r e c h t e und m i l d e Regierungsweise während eines halben Jahrhunderts ein Band gegenseitiger Liebe und Treue geknüpft, das selbst die schwerste verhängnißvollste Zeit nicht lösen konnte, das mithin die Probe bestanden hat und über jeden Zweifel erhaben ist. Hr. v. St. komme zu

uns und wohne unter uns und überzeuge sich, wie wenig hier an Empörung und Umwälzung zu denken. Oder hat er dazu nicht Zeit, da er sehr unstet und flüchtig scheint, so mach' er einen kürzern Versuch. Er komme und bringe alle vermeintliche Umwälzlinge von Deutschland mit; er wende sich mit ihnen vornehmlich an das Landvolk, weil dieses gewöhnlich am leichtesten zu verführen, da es die Blendwerke nicht sogleich durchschauen kann. Und wenn die sächsischen Bauern nicht ihn mitsammt seinen Umwälzlingen zum Lande hinauswerfen, soll er unser König werden, so ungern wir auch sonst einen Fremden zum Könige nehmen würden. Sollte aber Hr. v. St. wieder einmal eine Denkschrift für Fürsten schreiben, um zu zeigen, wie man Empörungen und Staatsumwälzungen am sichersten verbeugen könne, so vergess' er doch ja nicht, was er leider in der vorliegenden vergessen hat, auf jene gerechte und milde Regierungsweise als ein längst erprobtes und (wenn man nur ernstlich will) gar leicht zu habendes Hausmittel mit den

Worten der Schrift zu verweisen: „So gehet hin und thuet desgleichen!" Wir stehn ihm dafür, daß, wenn alle Fürsten so thun, weder in noch außer Deutschland je eine Umwälzung der ganzen bürgerlichen Ordnung der Dinge ausbrechen wird. Denn die Deutschen, wie alle gebildete Völker, verlangen ja nichts weiter, als eben nur eine gerechte und milde Regierung; eine Regierung, die sich nicht unbefugt in Alles mischen, nicht Alles selbst machen und gängeln, nicht in alle Geheimnisse der Häuser und der Briefe und der Herzen durch geheime Kundschafter eindringen will; eine Regierung, die den Geistern, wie den Leibern, einen frei = gesetzlichen Spielraum läßt, um sich äußern und entwickeln zu können; eine Regierung, welche Gesetze für das Volk gibt und Abgaben von dem Volke nimmt, nicht nach bloßem Belieben, sondern mit dem Volke d. h. mit Einstimmung seiner rechtmäßigen Stellvertreter. Also verlangen sie auch eine Verfassung, die ihnen Bürgschaft gibt für eine solche Regierung; eine Verfassung

mit wahrhaft ständischen d. h. stehenden, nicht kriechenden, mitbeschließenden, nicht bloß mitberathenden, oder gar nur kopfnickenden Stellvertretern; eine Verfassung, wie sie Alexander selbst den Polen schon gegeben und seinen übrigen Völkern, wenn sie dazu reif sind, zugedacht hat. (Vergl. dessen treffliche Reden bei Eröffnung und Schließung der neulichen Versammlung der polnischen Volksvertreter — Reden, welche der herrlichste Kommentar zu den Worten der Frau von Stael sind: Iamais un monarque vraiment vertueux ne s'est trouvé en possession de la puissance souveraine, sans avoir désiré de modérer sa propre autorité, au lieu d'empiéter sur les droits des peuples; les rois éclairés veulent limiter le pouvoir de leurs ministres et de leurs successeurs. Considérations sur la revolut. franç. T. 1 Pag. 24). Und wie? es wäre ein Beweis von Umwälzungssucht, wenn die deutschen Volksstämme — die doch wohl mindestens eben so reif als die Polen sind und denen die deutsche Bundesakte

selbst solche Verfassungen förmlich und feierlich vor den Augen von ganz Europa zugesagt hat — die wirkliche Einführung derselben mit einer gewissen Ungeduld verlangen? wenn man sagt, diese Einführung sei Pflicht von Gottes und Rechts wegen, Menschen- und Christenpflicht? Soll denn alles Gute immer nur erschmeichelt und erschlichen, immer nur deh- und wehmüthigst erbettelt werden? Sind die Völker ihren Fürsten gegenüber gar nichts weiter als willenlose Kreaturen, die nur seufzen, aber nicht reden, nur wimmern, aber nicht fodern, nur die Gnade, aber nicht das Rechte anrufen dürfen? Solche Lehre möchte allenfalls einem türkischen Großsultan oder einem algierischen Korsarenhaupte, aber nimmer einem edlen und gebildeten deutschen Fürsten gefallen. Und doch scheint es fast, als achte Hr. v. St. unsre Fürsten jenen Barbaren gleich, indem er das ungeduldige Verlangen der Deutschen nach stellvertretenden Verfassungen, nach Bürgschaft für eine nicht bloß lebenslängliche, sondern fortdau-

ernde gerechte und milde Regierung als Umwälzungssucht bezeichnet.

Was endlich viertens die Auswanderungen betrifft, worauf sich Hr. v. St. noch beruft, so beweisen sie eher, daß die Deutschen nicht rebelliren und revoluzioniren wollen, als daß sie es wollen. Wer in Gefahr ist zu verhungern, der hat wenig oder nichts mehr zu verlieren, der kann bei einer Umwälzung der Dinge nur gewinnen. Das ist unbezweifelt gewiß. Wer nun aber doch mit Weib und Kind und dem Bißchen Haab' und Gut, was ihm noch übrig, den heimatlichen Boden verläßt, um in einem fremden und entfernten Erdstrich eine ungewisse Verbesserung seines Schicksals zu suchen, der zeigt ja faktisch, daß er sich mit den Seinen ehrlich und redlich durch die Welt bringen, daß er kein Empörer und Umwälzer sein will. Und das ist überhaupt ein Grundzug im Charakter des Deutschen, daß er sich ehrlich und redlich nähren will. Darum ist er auch überall als Ansiedler gern gesehn; darum hat selbst Rußland so viele deutsche Ansied-

ler in seinen Schooß aufgenommen. Zuvörderst sucht er nun freilich in der Heimat sich so zu nähren; daher das altdeutsche Sprüchwort: Bleibe im Lande und nähre dich redlich! Und darum finden wir auch, daß, wenn die Regierung nur gerecht und milde ist, selbst da wenig ausgewandert wird, wo die Menschenmenge groß und der Erwerb klein ist, wie im sächsischen Erzgebirge. Ist aber entweder die Regierung zu willkürlich und hart, oder das Land zu überfüllt und der Erwerb zu gering, so hat der Deutsche auch Weltbürgersinn genug, um sich wo anders anzusiedeln. Und wer mag's ihm verdenken, wenn er nicht zu Hause Hungers sterben oder sich fortwährend zerplacken lassen will? Die Auswanderungen aus einigen (bei weitem nicht allen) Gegenden Deutschlands beweisen also nur so viel, daß den Leuten dort in irgend einer Hinsicht nicht wohl genug ist, um bleiben zu wollen; daß aber die Deutschen überhaupt rebelliren und revoluzioniren wollen — einen so ungeheuern Sprung im Schließen kann nur ein Mann machen, der sich wenig um

die Logik bekümmert und der bei den wichtigsten Untersuchungen ausdrücklich erklärt, er verzichte auf jedes Räsonnement, jede abgezogne Induktion, jede syllogistische Form (S. 26), was im Grunde nichts anders heißt, als er wolle nur träumen und faseln.

Doch, wir wollen einmal Hrn. v. St. alles zugeben, was bisher Stück vor Stück in ein völliges Nichts aufgelöst worden. Alles physische und moralische Elend soll in Deutschland so zusammengehäuft, alle Kalamitäten sollen hier so konzentrirt seyn, daß wir uns am Vorabend einer Revoluzion befinden, daß diese morgen oder übermorgen ausbrechen müßte, wenn nicht schleunigst die von jenem Staatsarzte vorgeschlagnen Gegenmittel angewendet würden. Welches sind denn nun diese Gegenmittel?

Wir bitten die Leser, die noch nichts davon gehört haben sollten, sich vorläufig in der Gegend des Zwerchfells den Leib zu unterbinden, damit sie keinen Schaden vom Weiterlesen haben. Die alte Fabel von dem großen kreisenden Berge und dem winzig kleinen Mäuschen

wiederholt sich hier recht possirlich. „Die Erziehung" — ruft Hr. v. St. uns zu — „muß vor allen Dingen in Deutschland ver„bessert werden. Nur eine Verbesserung „derselben von Grund aus kann die Quelle „des Uebels verstopfen und dem unglücklichen „Deutschland eine bessere Zukunft bereiten." (Il n'y a donc qu'une réforme radicale de l'éducation, qui puisse tarir la source du mal et présager de meilleurs temps à l'Allemagne — S. 43). Aber wie? die Revoluzion ist eben im Begriff auszubrechen und die Erziehung oder gar erst deren Verbesserung soll helfen? Alle Erziehung wirkt ja nur auf das kommende Geschlecht. Das gegenwärtige, dem doch geholfen werden soll, müßte also erst sterben, eh' ihm geholfen werden könnte. Hat man je ungereimtere Dinge gehört? Aber noch mehr! Ehe die Erziehung so wirken kann, wie Hr. v. St. will, muß sie erst verbessert werden, und zwar von Grund aus. Wie viel Zeit wird da verstreichen mit der Vorbereitung und Einführung die-

ser Verbesserung! Denn die Schule ist ja kein Handschuh, den man nur so umwenden kann. Und wo sollen die neuen Erzieher hergenommen werden? Denn die alten kann man nicht beibehalten, da eben diese am meisten verdorben und die Quelle alles übrigen Verderbens sind. Aber auch die neuen Erzieher wird man nicht aus dem deutschen Volke selbst nehmen können. Denn die jungen Leute, welche eben jetzt auf unsern hohen Schulen studiren, um sich zu Volkserziehern zu bilden, sind schon von demselben Gifte angesteckt. „Diese Jugend, entzogen der „Herrschaft der Gesetze, stürzt sich in alle „Ausschweifungen, welche aus Widerspenstig„keit des Geistes und Verdorbenheit des Her„zens entspringen. — Sie lernt nur alles zu „wagen, alles sich zu erlauben im Alter des „Gehorsams, um nichts zu achten, alles um„zustürzen im Alter der Reife" (S. 40 u. 41). Also wird man die neuen Volkserzieher wo anders her verschreiben müssen, etwa aus Rußland oder aus Griechenland. Aber Rußland hat ja den unseeligen Einfall gehabt, seine

Universitäten größtentheils nach dem Muster der deutschen einzurichten und sogar mit vielen aus Deutschland berufenen Lehrern zu besetzen. Also aus Griechenland. Aber, o Unglück über Unglück! Auch hier hat sich der leidige deutsche Teufel schon eingenistet. Denn viele neugriechische Gelehrte sind auf unsern Universitäten gebildet, oder lesen wenigstens die Schriften unsrer Universitätslehrer, und theilen das daraus gesogene Gift wieder ihren Landsleuten mündlich oder schriftlich mit. Denn so eben liegt vor uns ein System der Philosophie in zwei Bänden von Hrn. Kouma, Lehrer an der neugriechischen Schule zu Smyrna, welches fast ganz aus Krug's philosophischen Schriften entlehnt, zum Theil wörtlich Paragraph vor Paragraph übersetzt ist; wessen auch der Verfasser gar kein Hehl hat, indem er seine Quellen ehrlich nennt. So wird deutsche Wissenschaft jetzt dort gelehrt, wo einst Homer die Thaten der griechischen Helden sang und Thales die erste griechische Philosophenschule stiftete. Also bleibt nichts übrig, als daß Hr. v. St. mit-

ten in Deutschland eine Pflanzschule für Erzieher des deutschen Volkes anlegt, und zu diesem Behuf ein paar tausend junge Wallachen verschreibt, um vorerst ganz unverdorbene reine Naturkinder nach seiner Art abzurichten (dresser). Diese Abgerichteten richten dann wieder die jungen Deutschen ab; und so wird die Sache ganz vortrefflich gelingen. Nur Schade, daß es uns mit diesem herrlichen Projekte gehen wird, wie jener Bauerfrau mit den Eiern, die sie zu Markte trug, unterwegs berechnend, was sie daraus lösen und wie sie das gelöste Geld von neuem anlegen würde, um eine steinreiche Frau zu werden, aber dabei das Loch nicht bemerkend, in das sie mitsammt ihren Eiern versank. Denn ehe die jungen Wallachen kommen und die Pflanzschule deutscher Volkserzieher begründet ist, bricht leider schon die Umwälzung aus und wälzt den Hrn. v. St. mitsammt seinem Projekte fort!

Sollen wir nun nach allem dem noch mehr ins Einzele eingehn? Sollen wir seine aus Utopien entlehnte Schilderung unsrer

deutschen Universitäten widerlegen? Sollen wir alle besondre Vorschläge des Hrn. v. St. zur Verbesserung derselben durchgehn und prüfen? Schwerlich möchten wir Dank damit bei verständigen Lesern verdienen. Wir gehören gewiß nicht zu denen, welche die deutschen Universitäten für unverbesserlich halten. Wir haben selbst mehrmal sowohl mündlich als schriftlich Vorschläge zu deren Verbesserung gemacht. Aber die Vorschläge, so Hr. v. St. macht, würden zuverlässig die Universitäten nicht reformiren, wie er sagt, sondern ruiniren, ja destruiren. So der Vorschlag einer unwiderruflichen Bestimmung des Studienlaufs für jedes Fach, der ohne besondre Erlaubniß weder erweitert noch verkürzt werden solle (fixation irrévocable du cours d'étude pour chaque vocation avouée; obligation de le suivre sans omission ni extension quelconque — S. 45); wobei es aber doch noch nöthig seyn wird, jedem Professor auch ein zum Ablesen schon fertiges Heft bei seiner Anstellung zu geben, damit er das Gesetz nicht durch freiere Vorträge umgehe.

So auch der Vorschlag, verschiedne Studienläufe für die Einheimischen und für die Auswärtigen einzurichten (distinction à établir entre le cours d'études préscrit aux indigènes et ceux qui sont réservés aux étrangers — S. 45 u. 46); wobei entweder die Einheimischen oder die Auswärtigen zu kurz kommen müßten. Andere Vorschläge sind schon längst von Andern gemacht und zum Theil ausgeführt; noch andere gründen sich auf ganz falsche Voraussetzungen, wie der Vorschlag, daß erledigte Lehrstellen nicht von den Professoren eigenmächtig, sondern mit Genehmigung der Regierung besetzt werden sollen. Denn jenes geschieht ja nirgend. Die ältesten Universitäten, welche noch ein Ernennungsrecht zu erledigten Stellen haben, üben es nur als Vorschlagsrecht aus. Sie ernennen drei oder vier Männer, die sie für würdig halten. Aus diesen wählt die Regierung; und wenn sie, was schwerlich je der Fall sein wird, keinen Würdigen darunter fände, so hat sie das Recht zu befehlen, daß anders denominirt werde, auch wohl nach Maaßgabe der Umstände einen ihr vorzüglich würdig Scheinenden

zu bezeichnen, der mit denominirt werden soll. Man sieht offenbar, Hr. v. St. kennt unser ganzes Universitätswesen weder nach dessen jetziger Beschaffenheit, noch nach dessen Ursprunge, noch nach dessen allmäliger Entwickelung und Umgestaltung. Ueberall verräth er die dickste Unwissenheit. So, wenn er die Universitäten „gothische Trümmer des Mittelalters" (S. 38) nennt, wobei nur zu bewundern, daß er, der vor Staatsumwälzungen warnen will, doch die Sprache der wüthendsten französischen Umwälzlinge redet. Denn alles, was diesen verhaßt war, nannten sie ebenfalls gothische Trümmer des Mittelalters, und verriethen dadurch eine eben so dicke Unwissenheit.

Was ist nun das Ergebniß aus allem Bisherigen? — Friedrich der Große sagte einst, ich weiß nicht wovon: Ce n'est qu'un grand rien. So könnte man, mit einer kleinen Abänderung, von der Denkschrift des Hrn. v. St. sagen: Ce n'est qu'un petit rien. Da nun in der sogenannten großen Welt die kleinen Dinge oft weit mehr gelten und wirken, als die großen, so ist wohl begreiflich,

warum jenes kleine Nichts dort so großen Eindruck gemacht. Denkwürdig aber bleibt die Denkschrift in Einer Hinsicht immer. Sie bestätigt von neuem, was Llorente in seiner kritischen Geschichte der spanischen Inquisizion (B. 4. S. 134) sagt, um zu erklären, wie ein so abscheuliches Tribumal so lange bestehen konnte und noch besteht; was wir aber lieber französisch als deutsch hersetzen wollen, weil es in der ehrlichen deutschen Sprache zu hart klingen würde: La plupart des hommes qui environnent le trône, ont toujours été et seront toujours partisans de l'ignorance, des opinions ultramontaines et des idées qui dominèrent dans le monde chrétien avant l'invention de l'imprimerie, idées reproduites et vigoureusement soutenues par les Jésuites, qui ont été nouvellement rappellés en Espagne par Ferdinand VII.

Zum Schlusse noch eine kleine Geschichte. Schreiber dieses bestieg einmal Abends den Brocken, um Morgens die Sonne aufgehn zu sehn. Als er aber in dunkler Frühe mit seinen

Gefährten sich aufmachte, um des größten und herrlichsten Schauspiels der Natur zu genießen, da umlagerten dichte Nebel den Berg und finstre Wolken bedeckten den Horizont. Alle jammerten ob der vergeblichen Mühe. Nicht lange, so ward es helldunkel. Die Nebel wogten und die Wolken wälzten sich über einander her, gleich als wollten sie mit vereinter Kraft der Sonne den Weg versperren. Diese aber sandte erst einzele glänzende Strahlen, welche wie Blitze die Nebel und Wolken durchzuckten, dann immer mehr und mehr. Endlich sanken die Nebel, die Wolken zerrissen; und siehe da, die Sonne trat hervor mit helleuchtendem Antlitze, und die Wolken selbst, von ihr mit Gold und Purpur bestreut, dienten ihr als prachtvoller Mantel und Teppich. Da jubelten wir Alle hocherfreut und fielen anbetend nieder vor dem Herrn der Schöpfung. Von oben aber erscholl eine Stimme, die Stimme des Ewigen, der hoch über Wolken und Sonnen thront, und rief: „Verzaget nicht, o Menschenkinder, wenn es „dunkelt! das Licht, das ich geschaffen und „zu dessen Anschauen ich euch berufen habe, „kann wohl verhüllt werden, aber nie verlöschen. Denn Ich bin der Herr, euer „Gott, der König der Könige!"

RDERUNGSWERK
t.nikolaus
RUFSBILDUNGSWERK
8871 DÜRRLAUINGEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Krug, Wilhelm Traugott,

Auch eine Denkschrift über den gegenwärtigen Zustand von Deutschland oder Würdigung der Denkschrift des Herrn von Stourdza in juridischer, moralischer, politischer und religioser Hinsicht

Leipzig Jenner 1819

Germ.g. 235 m
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10016332-6